

Tibet im Weltgetümmel (Schluss folgt)

Autor(en): **Herz, Alice**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **54 (1960)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-140503>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

selten jemand dem Boden verhaftet. Heute können sie «als Mündel der (weißen) Nation» kein Land besitzen. Sie sind es aber müde, je nach Laune der Weißen da- oder dorthin verschoben zu werden. Sie möchten auch nicht in die frühere Knechtschaft zurück. Sie wollen endlich einen Flecken ihrer heimatlichen Erde, von dem niemand sie vertreiben kann (nicht einmal eine militärische Behörde, die neue Raketentestgebiete sucht). Darin fänden sie Zufriedenheit und Glück. Wie es einer ihrer «Gesetzträger» oder Ältesten ausdrückte: «Wir wollen unsern alten Auffassungen treu bleiben und nur nach und nach, wenn wir gute Gründe dafür haben, davon abgehen. Wir wollen auch von den Weißen das eine und andere annehmen, aber nur was gut ist.»

Ob diese Gemeinschaft von Eingeborenen, die durch das gemeinsame Erlebnis eines in erster Linie geistigen Kampfes zusammengeschiedet wurde, an ihrer Kollektivwirtschaft festhalten kann, ist allerdings fraglich. Vorauszusehen ist, daß sie ihren Kindern die Schulbildung wird geben wollen, ohne die sie, wie die Dinge nun einmal liegen, nicht die gleichen Rechte wie die Weißen werden beanspruchen können. Einmal dem Einfluß der Stammestraktionen entzogen, wird die junge Generation der Eingeborenen kaum den Lockungen des modernen Erwerbslebens widerstehen können. Die Schilderung des Aufstandes der «Wilden» und ihrer würdigen Selbstbehauptung, wie wir sie in «Yandi» verfolgen können, läßt allerdings die Frage offen, ob die Preisgabe des Ethos, das dem Kampf der älteren Generation der Eingeborenen zugrunde lag, in jeder Beziehung als Aufstieg bezeichnet werden kann. Soviel steht immerhin fest: Die Eingeborenen Australiens werden nicht aussterben, sondern sich mit der Zeit aus «Mündeln der Nation» zu rechtmäßigen Bürgern des Landes entwickeln.

P. F.

Tibet im Weltgetümmel

(Schluß folgt)

Bis zur Mitte unseres Jahrhunderts herrschten in den «unterentwickelten Ländern» Asiens noch alttestamentliche Zustände. Friedliche Nomaden zogen mit ihren Herden von abgegrastem Strecken zu frischen Weideplätzen. Wenn sie solche nicht fanden, vereinigten sie sich zu Horden und raubten, wo sie konnten. Die sesshaften Bauern waren in großer Mehrzahl besitzlos und mehr oder weniger nach alten Feudalgesetzen den Großgrundbesitzern hörig.

Tibet bildete keine Ausnahme. Nach den bereits zitierten Werken von W. O. Douglas und Lowell Thomas war fast das gesamte Land mit Einschluß der Flüsse und Berge Eigentum der Klöster, des Adels

und der weltlichen Regierung. In manchen Angelegenheiten überschritten sich die Machtbefugnisse der Geistlichen und Laien. Nominell stand der Dalai Lama als Gottkönig über der kirchlichen und weltlichen Macht, und er blieb es in den Augen des gläubigen Volkes, auch wenn es in der Praxis nicht zutraf.

Die besitzlosen Landarbeiter mit ihren Familien waren an den Landherrn gebunden, für den ihre Vorfahren gearbeitet hatten. Ohne Einwilligung des Grundherrn durften sie sein Land nicht verlassen. Als Entlohnung verpachtete dieser ihnen kleine, meist minderwertige Parzellen, die sie für ihren Lebensunterhalt bearbeiten durften. Doch wurde ihnen dafür nur ein Drittel oder ein Viertel ihrer Arbeitszeit zwischen Sonnenaufgang und -untergang bewilligt. Unter günstigen Umständen konnten sie sich damit ärmlich ernähren, wohl auch durch Verkauf von ihren Produkten etwas Bargeld erübrigen. Bei Mißernte, Dürre oder Überschwemmung aber waren sie gezwungen, vom Herrn gegen Wucherzinsen zu borgen und damit verstärkte Hörigkeit zu erdulden. Außerdem war jede Bauernfamilie gehalten, ein bestimmtes Maß von «Ula», das heißt Fronarbeit, für den Gebieter zu leisten, zum Beispiel Holzhacken, Wasserschleppen, Yak-Karawanen vorbereiten und führen, wobei sie für ihre Kleidung und Nahrung selbst zu sorgen hatten. Nach de Riencourt und Douglas klagten die Bauern über nichts so sehr wie über Ula. Wie schon erwähnt, ertrugen die älteren diese Zustände mit buddhistischer Gläubigkeit. Weniger die jungen. Rissen sie aus, warteten ihrer die traditionellen Strafen, wie Abhacken von Gliedmaßen, Ausstechen der Augen mit besonders dafür geeignetem Werkzeug, öffentliches Auspeitschen usw. Die Kinder wuchsen ohne Schulung auf, denn was in den Klöstern an Schulen vorhanden war, diente den Kindern der nicht unter Zölibat stehenden Mönche.

Richter Douglas hatte das Glück gehabt, für seine in Delhi vorbereitete Tibet-Expedition einen jungen, in Indien erzogenen Tibeter, Rahul, als Führer und Dolmetscher zu finden. Dieser war nicht nur vielsprachig geschult, geübter Bergsteiger und Tibet-Sachverständiger aufgeschlossenem Geistes, sondern auch, was Douglas sehr lag, ein humorvoller Bursche. – Eines Tages, als beide sich über tibetische Verhältnisse unterhielten, entwickelte sich folgendes Gespräch: «Vor einem Jahr», erzählte Rahul, «war ich aufgefordert worden, als Laie zu einer Gruppe von Lamas zu sprechen. Ich sagte ihnen, daß nach meiner Meinung die Klöster Erziehungsanstalten werden mußten. Sie sollten die Kinder ihrer Umgebung sammeln und unterrichten. Darob erhoben die Lamas ein Wutgeschrei und setzten mir gehörig zu.» «Warum?» fragte Douglas. «Weil die Macht der Lamas zum Teil auf der Unwissenheit des Volkes beruht. Das ist ja der Grund, daß Tibet das verbotene Land wurde. Die Lamas wollten nicht, daß Ideen von außen ins Volk dringen, denn Ideen können gefährlich werden. Auch müssen sie die Armut aufrechterhalten. Unwissenheit schafft Armut, und Armut schafft Unwissenheit.»

Douglas hat sich in allen seinen Reisebüchern mit der Lage der Enterbten befaßt. In Tibet und den umliegenden Ländern fand er das Phänomen, daß ein Religionsstaat sondergleichen ohne jedes Bedenken den Zustand der Hörigkeit verewigte. Hören wir die folgende Schilderung:

«Es gibt zwei Hauptklassen von Mönchen: die betenden Mönche und die arbeitenden Mönche. Die letzteren stehen unter dem Chhagzot (Verwalter) und dem Konyer (Schatzmeister). Der Chhagzot hat die Arbeit der Bauern zu überwachen und die Abgaben einzuziehen. Er pflegt auf einem großen weißen Roß durch die Dörfer zu reiten und verkörpert neben der Macht des Grundherrn auch die religiöse Macht der Kirche. Er ist der heilige Mann, dem der Bauer Treue schuldet, der sein Leben in seiner Hand hat. Von Natur mag er kein böser Mann sein; doch seine Machtfülle jagt Schrecken ein. Da es seine Aufgabe ist, dem Volke die Armut zu erhalten, kann er mit gutem Gewissen auf seinem ‚Pfund Fleisch‘ bestehen. Und dem armen, wimmernden Dörfler bleibt nichts übrig als Unterwerfung.» So weit Richter Douglas.

Von Lowell Thomas erfahren wir Einzelheiten über die Wohnverhältnisse auf dem Lande.

Seine Kavalkade hatte den Weg aller von Indien über Nepal eindringenden Reisenden bis zur Marktstadt Gyantze zurückgelegt. Bis dahin hatten sie es gut gehabt, denn sie konnten als Nachtquartier die seinerzeit von den Engländern für ihre Beamten erbauten Rasthäuser, zwölf an der Zahl, benutzen. Dort fanden sie saubere Zimmer, ein wärmendes und Kleider trocknendes Feuer und Kochgelegenheit. Von nun an mußten sie in den vom Quartiermacher belegten Bauernhäusern übernachten. Hören wir Lowell Thomas:

«Nach einem tüchtigen Tagesritt machten wir in Gobshi halt und wurden zu einem zweistöckigen Steinhaus geführt. Wie in allen tibetischen Wohnungen, mit Ausnahme der Yakfell-Zelte, war das Erdgeschoß für die Karawanentiere und das Vieh des Besitzers bestimmt. Die üblichen böartigen Hunde, die jeden tibetischen Haushalt bewachen, bellten uns aus vollen Kräften an. Um in die oberen Räume zu gelangen, mußten wir eine gebrechliche Leiter hinaufklettern. Sie führte uns in einen Vorraum, umgeben von Räumen mit schmutzstarrenden Fußböden. Auch eine Küche war dabei mit einem Loch im Dach, das als Schornstein diente. Wir blickten in einen kleinen dunklen Raum mit flackernden Butterlämpchen und Buddhabildnissen. In jeder Schlafkammer standen zwei niedrige Ruhelager und ein kleiner roter Tisch. Als Abort diente ein Loch im Fußboden, gerade über dem darunterliegenden Dunghaufen. Alles nicht gerade anheimelnd, aber Schutz vor den kalten Winden gewährend.»

Amaury de Riencourt gibt uns eine lebendige Schilderung der Stadt Phari Dzong, der schmutzigsten Stadt Tibets, und ihrer Bewohner. Es war die erste größere Stadt, in der er nach seinem Eintritt in Tibet

Rast machte, 14 700 Fuß hoch inmitten einer überwältigend großartigen Gebirgslandschaft gelegen. Nach seinen Worten fand er «eine buchstäblich in Schlamm und Unrat versunkene Stadt».

«Seit Jahrhunderten werfen die Einwohner Kehricht und Kot aus den Fensterlöchern (Glas gibt es nicht) und Türen auf die Straßen. Dadurch wurden diese nach und nach auf eine höhere Ebene gebracht. Beim Betreten eines Hauses muß man daher durch den Schmutz hindurch in das ehemalige Erdgeschoß wie in einen Keller hinuntersteigen. Die Einwohner dieses Schweineparadieses sind seit Generationen an diese Zustände gewöhnt. Zum Teil ist das Höhenklima schuld daran. Im Winter gibt es in dieser Höhenlage weder Holz noch Kohle zum Heizen, nur trockenen Yakdung. Da bildet der Morast innerhalb und außerhalb der Wände eine die Kälte mildernde Isolierung. Die Ärmsten haben auch nicht einmal diese Isolierung, da sie den teuren Yakdung zum Kochen sparen müssen.

Der Durchschnittsbürger von Phari wäscht sich einmal im Jahr und legt nur selten den Schafspelz und seine dicke Wollkleidung ab. Einmal im Sommer geht er in einen Fluß oder Teich und schabt sich mit einem scharfen Stein die zolldicke Schmutzschicht auf seiner Haut ab. Die meisten fühlen sich danach ungemütlich und erholen sich erst, nachdem sich eine neue Schmutzschicht angesetzt hat. Der extremen Höhenluft ist es zu verdanken, daß sich Ungeziefer und Krankheitskeime kaum entwickeln können. Andernfalls könnten Menschen unter diesen Umständen nicht existieren. Freilich ist die Kindersterblichkeit gewaltig, und das durchschnittliche Lebensalter wird auf 30 Jahre geschätzt.»

Schwer konnte sich de Riencourt mit den Frauen von Phari versöhnen. Sobald sie auf die Straße gehen, entstellen sie ihre pergamentartige Gesichtshaut noch extra, indem sie eine Salbe aus Ruß und Dung auflegen. Später hörte ich, daß die Frauen von den Lamas angehalten werden, sich so häßlich wie möglich zu machen, um etwaigen Versuchungen zu entgehen.

Bald nach seiner Ankunft, erzählt derselbe Berichterstatter, wurde er in ein Lamakloster eingeladen und machte dort Bekanntschaft mit dem nahrhaften Nationalgetränk, dem Buttertee. Um ihn zu bereiten, werden chinesische Teeblätter in Wasser und Soda, die an den Flußufern gefunden wird, gekocht. Salz und eine reichliche Menge ranziger Butter, die oft mehrere Jahre alt ist, werden der sprudelnden Brühe zugefügt und mit einem Butterstößel zu einer Emulsion geschlagen. Der Zusatz einer Prise Yakdung verfeinert das Aroma. Bei seinen Zusammenkünften mit weltlichen und geistlichen Aristokraten mußte er mindestens zwölf Tassen zu sich nehmen, um seine Wirte nicht zu beleidigen. Der Tibeter bringt es auf 50 bis 60 Tassen täglich und mehr.

Nicht nur als Nahrungsmittel spielt die Butter eine große Rolle im

Volksleben. Wie schon erwähnt, ist sie das einzige Beleuchtungsmittel. Daneben dient sie zum Einbalsamieren von Leichen höchsten Ranges. Als während de Riencourts Aufenthalt der Dreizehnte Dalai Lama (der Vorgänger des jetzigen) starb, erlebte er, wie seine in Butter und Salz gekochte Leiche – der Kopf war vergoldet – täglich von Tausenden kniender Gläubigen besucht wurde. Sie beteten für eine schleunige Reinkarnation der Seele.

Die Totenbestattung des Adels- und Bürgerstandes vollzieht sich auf dafür bestimmten Anhöhen. Die Leiche wird in kleine Stücke zerhackt, die Knochen zermahlen und den darüber kreisenden und kreischenden Geiern und Krähen zum Fraß überlassen. Nur wenn vom Körper kein Rest mehr übrig ist, kann die Seele frei werden. Die Armen versenken ihre Leichen im Fluß, wo die Fische die nötige Arbeit tun, freilich nicht so schnell wie die Geier.

Es ist kein Zufall, daß alle hier zitierten Tibet-Schriftsteller aus dem Westen von den höchsten Adelspersonen Lhasas als Ehrengäste empfangen und in ihren prächtigen Villen bewirtet wurden. In allen Büchern liest man die gleichen Namen, vor allem Tsarong Shape, dessen Gastfreundschaft höchstes Lob erteilt wird. De Riencourt wurde geehrt dadurch, daß man ihm den Sohn George Tsarong als Führer und Dometscher anbot. Es dauerte auch nicht lange, bis er von dieser Familie zu einem Gala-Gartenfest geladen wurde.

Ich muß mir die Schilderung der von luxuriösen Blumenbeeten durchzogenen Rasenflächen, des Glanzes der Seidenbrokat-Gewänder von Männern und Frauen, das Blitzen der Juwelen, das Aufzählen der 35 Gänge des Festmahls versagen, um auf etwas, das mir *wesentlich* erscheint, zu kommen. Lassen wir de Riencourt erzählen:

«Das Menü hatte mit einer Vogelnester-Suppe begonnen . . . Bevor es halbwegs beendet war, verstummte plötzlich die laute Unterhaltung der Gäste, und ein verlegenes Schweigen breitete sich über die Gesellschaft aus. Ein Rasseln von Ketten veranlaßte mich, den Kopf zu wenden, um zu meiner Bestürzung einen Lama mit aristokratischem Gesicht zu erblicken, der, mit gefesselten Füßen und Hals und Hände in hölzerne Gestelle geschraubt, über den Hof schritt. Lautlos und hastig wurde er fortgeschafft. Als ich später meinen Mentor George fragte, erzählte er mir vom Kloster Sera, in dem kürzlich eine Lamarevolte stattgefunden hatte. Die Lamas wollten den derzeitigen Regenten (Stellvertreter des unmündigen Dalai Lama) absetzen und durch einen fortschrittlichen, der für Einführung von Reformen eintrat, ersetzen. Die Revolte wurde niedergeschlagen. Der gefesselte Lama durfte als entfernter Verwandter der Familie seine Strafe im Hause Tsarong abbüßen.»

Gibt es in Tibet ein organisiertes Gerichtssystem? Nein, sagt Heinrich Harrer, und er muß es wissen. Denn er hat sieben ununterbrochene Jahre, von 1944 bis 1951, in Tibet verbracht. Sein Buch «Sieben Jahre in Tibet» kann uns daher eine weit intimere Kenntnis des Landes ver-

mitteln als die Berichte von Reisenden mit nur zwei- bis dreimonatigem Aufenthalt.

Nichts lag Heinrich Harrer ferner als die Große Politik. In Graz geboren, waren Skilaufen und Bergsteigen seine Leidenschaft. In beidem brachte er es zur Meisterschaft, und einmal den höchsten Gipfel, den Mount Everest, zu besteigen, war der Traum seiner Jugend. Im unruhigen Sommer 1939 bot sich ihm und seinem Freund Peter Aufschnaiter die Gelegenheit, mit einer Bergsteiger-Expedition nach Indien zu gehen. Kaum dort angekommen, brach Hitlers Krieg aus, und die beiden wurden in ein Internierungslager gebracht. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es ihnen, zu entweichen und nach unglaublichen Strapazen und Gefahren in Tibet einzudringen. Man wies sie aus, nicht einmal, sondern viele Male, doch endlich gewannen sie durch ihre vielseitigen, nützlichen Fähigkeiten Vertrauen bei hoch und niedrig.

Gibt es Gerichte, gibt es die Todesstrafe in Tibet? Der Buddhismus gebietet die Ehrfurcht vor dem Leben. Das geht nach Harrer so weit, daß der Tibeter eine Ameise, die an ihm hochkrabbelt, zärtlich nimmt und fortträgt. Fällt eine Fliege in die Teetasse, so ist das eine Katastrophe; sie wird vor dem Ertrinken gerettet, denn sie könnte ja die Wiederverkörperung der verstorbenen Großmutter sein. Wenn Yaks und Schafe geschlachtet und gegessen werden, so ist das von der Kirche erlaubt, weil das Klima Fleischnahrung erfordert. Hören wir Harrer:

«Folgerichtig . . . gibt es in Tibet keine Todesstrafe . . . Der Täter wird nur ausgepeitscht und bekommt Eisenschnallen um seine Fußgelenke geschmiedet. Die gräßlichen Auspeitschungen sind aber im Grunde weniger human als unsere Todesstrafe, denn oft haben sie ein Sterben unter fürchterlichen Qualen zur Folge. Wegelagerern oder Räufern werden . . . zumeist Hände oder Füße abgehackt. Ich war entsetzt, als ich erfuhr, auf welche Weise man die Wunde steril macht: das Glied wird in kochende Butter gehalten.

Einen berufsmäßigen Richterstand gibt es nicht. Die Untersuchung von Straffällen wird zwei oder drei Adeligen übertragen. Leider führt dieses System zu Bestechungen. Nur wenige Adelige stehen im Ruf unbeirrbarer Gerechtigkeit. Bestechungssummen gelten ganz offen als gute Einnahme des Feudalsystems.»

Ein paar Bemerkungen über Gesundheitspflege:

«Damit steht es in Tibet sehr ernst. Fälle von venerischen Krankheiten, auch Malaria und Pocken, kommen . . . recht häufig vor; doch wie bei allen andern Krankheiten mißt man ihnen wenig Bedeutung bei . . . Man holt den Arzt erst, wenn es zu spät ist . . . Die Chirurgie ist hier noch ganz unbekannt . . . Die Tibeter kennen keinerlei Eingriffe in den menschlichen Körper außer dem Aufschneiden von Geschwüren. Auch die Geburtshilfe ist fremd.»

Vom Betrieb innerhalb der Klöster und Kirchen gibt uns de Rien-court wesentliche Beobachtungen. In abgelegenen Tälern hatte man ihm Steinhütten gezeigt, in denen sich Eremiten lebendig einmauern ließen, um bei Wasser und Gerstenmehl durch Meditationen in die Tiefen der Religion zu dringen.

In den Klöstern und Kathedralen dagegen, welch ein Gegensatz! Sein erster Besuch galt der großen Kathedrale von Lhasa. Im dreizehnten Jahrhundert erbaut (nicht mit dem Potala-Palast zu verwechseln!), ist sie für den Lamapilger, was die Kaaba in Mekka für den Mohammedaner ist: das Allerheiligste. An den Wänden unzähliger, durch Butterlampen schwach erleuchteter Kapellen reihen sich farbige Figuren furchterregender Dämonen. Durch ein Gewimmel von Pilgern, die teils auf den Knien rutschten, teils mit gefesselten Füßen trippelten, mußten sich die beiden Besucher hindurchwinden. Ihr aller Ziel war eine vergoldete, mit zahllosen Juwelen verzierte Statue Gotama Buddhas. Das unaufhörliche Getöse von Trommeln, Glocken und Zimbeln des tibetischen Rituals, die heiße, vom Duft ranziger Butter und Weihrauch durchtränkte Luft gab dem Außenseiter das Gefühl, «als ob ich in einem bodenlosen Ozean ertränke».

In den unterirdischen Gewölben der Kirche erklärte ihm sein Begleiter George Bilder der Teufelin Lhamo. Man sieht sie bekleidet mit der Haut menschlicher Leichen, wie sie die Gehirnmasse aus Menschenschädeln verschlingt. Auch hier unten ein Gemenge von Pilgern, erstickende Luft, ohrenbetäubender Lärm durch Gongs und Trommeln, dazu das Surren der Gebetsmühlen und der accelerando gemurmelten Litanei: «Om! Mani Padme Hum!» (Heil! Juwel in der Lotosblume!)

Noch ein Erlebnis beim Besuch des Drepung-Klosters, eines der drei größten Klöster des Landes. Es zählt 10 000 Bewohner, die sich auf sieben autonome Genossenschaften verteilen, jede von ihrem eigenen Abt und Schatzmeister verwaltet. Wie jedes Kloster, lebt auch diese Klosterstadt vom Ertrag ihrer großen Landgüter und von den reichen Spenden von Lamagemeinden des Auslandes. Alle alten Klöster bergen dazu ihre durch die Jahrhunderte angesammelten Schätze an Gold und Juwelen.

Als die beiden Besucher die Klosterstadt betraten, war seltsamerweise niemand zur Stelle, sie zu empfangen, obgleich sie sich formgerecht angemeldet hatten. Die Straßen waren verödet, und erst nach langem Suchen fanden sie einen jungen Lamabeamten, der scheinwillig sie herumzuführen, obgleich er beteuerte, nichts vom inneren Betrieb zu wissen. Von ihm erfuhren sie den Grund für das sonderbare Gebaren und die fast feindliche Atmosphäre: Drepung ist im Gegensatz zu den meisten andern Klöstern für China und mißbilligt westliche Besucher.

Wir wollen unsern Versuch der Darstellung charakteristischer Züge der tibetischen Kultur nach zuverlässigen Berichten durch zwei Erlebnisse Heinrich Harrers beenden.

Das Neujahrsfest und das Sommerfest sind die beiden großen Volksfeste, zu denen alle, auch die Land-Leibeigenen, die Kulis und zahllosen Bettler, geladen sind. Wie in ganz China wird das Neujahrsfest im Februar gefeiert, und nicht nur einen Tag, sondern viele. Sein Höhepunkt ist eine Prozession des Dalai Lama vor allem Volk, die Harrer von dem Fenster eines seinem Freund Tsarong gehörenden Hauses beobachten konnte.

«... Jetzt kommt der große Augenblick: die Tore der Kathedrale öffnen sich, und langsam tritt der Dalai Lama heraus, der junge Gottkönig, rechts und links gestützt auf zwei Äbte. Ehrfurchtsvoll beugt sich das Volk... Bei seinem Näherkommen wogen die Rücken der Tausende wie ein Ährenfeld, über das der Wind streicht. Niemand wagt den Blick zu heben. Langsam und gemessen beginnt der Gottkönig seinen Weg... Ein glänzendes Gefolge hat sich ihm angeschlossen, alle hohen Würdenträger und Adeligen, denen genau dem Rang nach geordnet die ganze Beamtschaft des Landes folgt. Da können wir auch unsern Freund Tsarong erkennen! Entsprechend seiner hohen Stellung kommt er bald nach dem Dalai Lama. Wie alle Adeligen trägt er einen schwelenden Weihrauchstock in der Rechten. Die Menge schweigt. Nur die Musik der Mönche ist zu hören: Oboen, Tuben, Pauken und Tschinellen. Es ist wie eine Vision aus einer andern Welt, eine seltsam unwirkliche Atmosphäre, der auch wir nüchternen Europäer uns nicht ganz entziehen können. Im gelben Flackern der vielen Lampen scheinen die Butterfiguren Leben anzunehmen... Falten prunkvoller Göttergewänder bewegen sich knisternd, eine Dämonenfratze verzieht den Mund – ein Gott hebt segnend die Hand... Nun ist der Lebende Buddha ganz nahe herangekommen... Er ist ja nur ein Kind, sage ich mir immer wieder. Ein Kind. – Und doch das Ziel des geballten Glaubens Tausender! Inbegriff ihrer Gebete, Hoffnungen, Sehnsüchte. – Ob Lhasa oder Rom – eines eint sie alle: der Wunsch, Gott zu finden und ihm zu dienen... Ich schließe die Augen – gemurmelte Gebete, Musik, Weihrauch...»

Der Dalai Lama hat seinen Rundgang beendet und verschwindet wieder im großen Tsug Lag Khan. Die Soldaten ziehen mit klingendem Spiel geordnet ab. – – – Wie aus einer Hypnose erwacht, stürzen in diesem Augenblick die Zehntausende aus der Ordnung ins Chaos. Der Übergang ist so plötzlich, daß man fassungslos ist. Geschrei, wilde Gesten – sie trampeln sich gegenseitig zu Boden, bringen sich fast um. Aus den eben noch weinend Betenden, ekstatisch Versunkenen sind Rasende geworden. Die Mönch-Soldaten beginnen ihr Amt! Riesige Kerle mit ausgestopften Schultern und geschwärzten Gesichtern, damit die erschreckende Wirkung noch stärker wird! Rücksichtslos schlagen sie mit ihren langen Stöcken auf die Menge ein... Die Butterheiligen sind in Gefahr! Ohne Sinn und Verstand drängt alles zu den Pyramiden. Heulend

steckt man die Schläge ein. Aber selbst die Geschlagenen kehren wieder zurück. Als ob sie alle von Dämonen besessen wären! Sind das noch dieselben Menschen, die sich erst demütig vor einem Kind beugten? Jetzt nehmen sie die Peitschenhiebe hin wie einen Segen. Rußende Pechfackeln über den Köpfen, Schmerzensschreie aus dem Toben der Massen – hier ein verbranntes Gesicht – dort das Stöhnen eines Niedergetrampelten!

Es ist späte Nacht geworden . . . Irgendwie bin ich traurig. Am nächsten Morgen sind die Straßen leer, die Butterfiguren weggeräumt, keine Spur mehr von Demut und Ekstase der Nacht.»

Wie ist dieser Wechsel von anbetender Ekstase zu einem Ausbruch bestialischer Urtriebe psychologisch zu erklären? Wohl nur dadurch, daß das Volk Tibets heute wie vor tausend Jahren fortdauernd dem Anblick künstlich hervorgerufener Verrenkungen des Geistes ausgesetzt und durch Unwissenheit unfähig ist, Zweifel zu hegen und Vergleiche anzustellen. Diese Erklärung erhält Rückhalt durch Harrers Erfahrung mit dem «Staatsorakel» in Lhasa:

«Wie die Bevölkerung für die Sorgen des Alltags Rat und Hilfe bei Wahrsagern und Lamas sucht, so befragt die Regierung vor großen Entscheidungen das Staatsorakel. Ich bat meinen Freund Wangduela einmal, mich zu einer offiziellen Befragung mitzunehmen, und in aller Frühe ritten wir hinaus zum Netschung-Kloster. Die Würde des Staatsorakels trug damals ein neunzehnjähriger Mönch . . . Um als Orakel zu wirken, muß der Mönch seinen Geist vom Körper trennen können, damit der Gott des Tempels von ihm Besitz ergreift und durch ihn spricht, erklärte mir mein Freund . . .

Bei unserer Ankunft tönt uns aus dem Tempel eine dumpfe, unheimliche Musik entgegen. Wir treten ein – der Anblick ist furchterregend! Von allen Wänden grinsen grausige Fratzen und Totenköpfe. Die Weihrauchgeschwängerte Luft beengt die Brust. Gerade wird der junge Mönch in die düstere Tempelhalle geführt. Er trägt einen runden Metallspiegel auf der Brust, Diener hüllen ihn in bunte Gewänder und geleiten ihn zu seinem Thron. Dann ziehen sich alle von ihm zurück. Ich beobachte ihn scharf, wende kein Auge von seinen Zügen. Nicht das leiseste Zucken seiner Mienen entgeht mir. Mehr und mehr scheint das Leben aus ihm zu weichen. Jetzt ist er völlig reglos, das Gesicht eine starre Maske. Und da – wie vom Blitz getroffen, bäumt sich der Körper auf . . .: der Gott hat von ihm Besitz ergriffen. Zittern befällt das Medium . . . Schweiß perlt auf seiner Stirn. Diener treten zu ihm und setzen ihm einen phantastischen Kopfputz auf, der so schwer ist, daß zwei Männer das ungeheure Ding halten müssen, während sie es ihm aufsetzen. Die schwächliche Gestalt des Mönches sinkt unter der Last der Tiara noch tiefer in die Kissen des Thrones . . .

Das Zittern wird stärker, auf und ab schwankt der schwer be-

lastete Kopf, die Augen quellen hervor. Das Gesicht ist aufgedunsen und von einem ungesunden Rot überzogen. Zischende Laute brechen zwischen den Zähnen hervor. Plötzlich springt er auf – Diener wollen ihn halten, er entgleitet ihnen, und zum Gewimmer der Oboen beginnt er, sich in einem ekstatischen Tanz zu drehen . . . Jetzt beginnt er mit einem riesigen Daumenring wild auf sein schimmerndes Brustschild zu schlagen – das Klirren übertönt das dumpfe Rollen der Trommeln – jetzt dreht er sich auf einem Fuß aufrecht unter der riesigen Krone . . . Diener füllen seine Hände mit Gerstenkörnern – er wirft sie unter die verängstigte Menge . . . Nun wird er etwas ruhiger. Diener halten ihn mit festem Griff, und ein Kabinettsminister tritt vor ihn. Über den von der Last gebeugten Kopf wirft er eine Seidenschleife und beginnt die vom Kabinett sorgsam ausgeklügelten Fragen zu stellen. Die Besetzung einer Gouverneurstellung, die Auffindung einer hohen Inkarnation, Krieg oder Frieden, das alles wird dem Orakel zur Entscheidung vorgelegt. Oft muß eine Frage mehrmals wiederholt werden. Ich bemühe mich, aus dem Murmeln verständliche Worte herauszufinden – unmöglich! Während der Regierungsvertreter demütig gebeugt steht . . . schreibt ein älterer Mönch fließend die Antworten nieder. Er hat das schon Hunderte Male getan, denn er diente schon dem verstorbenen Orakel als Sekretär. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß dieser Sekretär vielleicht das eigentliche Orakel war. Die niedergeschriebenen Antworten waren bei aller Zweideutigkeit doch immer richtunggebend und genügten, das Kabinett der größten Verantwortung zu entheben . . . Mönche treten zu dem lebenden Medium, reichen ihm kleine Seidenschleifen. Mit zitternden Händen knüpft er Knoten hinein. Bittsteller benutzen sie als Amulette . . . Dann bricht er zusammen und wird von vier Mönchen bewußtlos aus der Tempelhalle getragen . . . Ein merkwürdiges Erlebnis war es mir immer, wenn ich dem Orakel im Alltagsleben begegnete, zum Beispiel mit ihm an einem Tisch zu sitzen und ihn genau wie alle andern Adelligen seine Suppe schlürfen zu hören . . . Sein Gesicht war dann das eines netten jungen Mannes und erinnerte in nichts an die rote, aufgedunsene Fratze . . . Außer dem Staats- und Wetterorakel gab es in Lhasa noch mindestens sechs Medien, darunter eine alte Frau, die als Manifestation einer Schutzgöttin galt. Für kleine Spenden war sie bereit, sich in Trance zu versetzen und die Göttin sprechen zu lassen. In meinen Augen allerdings war sie eine ziemlich gerissene Scharlatanin . . . Das Befragen der Orakel stammt noch aus der vorbuddhistischen Zeit, als die Götter Menschenopfer verlangten, und wurde fast unverändert übernommen.»

Wenn ich in der Presse des Westens hier und jenseits des großen Teiches Worte von der «religiös-geistigen Elite» des tibetischen Volkes, von der «echten Aristokratie der Lamas», von den Lamaklöstern als

den «Hochburgen der Kultur» lese und dazu die Aufrufe, «eine der höchststehenden Kulturen der Geschichte zu retten», dann stehe ich vor einem gleichen Rätsel wie Harrer, nach seinem Geständnis, vor den zuckend gemurmelten Offenbarungen des Staatsorakels. Sie stehen mit ihren Lobpreisungen im Gegensatz zu der *wahren* Elite des tibetischen Volkes aller Ränge, die wohl weiß, daß die gepriesene Kultur eine vergoldete Mumie ist und der Flut des Fortschrittes weichen muß. Wenn man Tibet helfen will, muß man es aus Kenntnis der Tatsachen tun. (Schluß folgt) Alice Herz

Zum Vortrag Mochalski

Herr Pfarrer Herbert Mochalski, den wir von seinem Vortrag «Die geistige und politische Lage in Deutschland» in vorzüglicher Erinnerung haben, teilt uns mit, daß es ihm infolge Arbeitsüberlastung nicht möglich sei, uns ein Manuskript seines Vortrages zur Verfügung zu stellen. Pfarrer Mochalski ist, im Zusammenhang mit seiner Arbeit als Studentenpfarrer, neuerdings das Ziel heftiger Presseangriffe. Man wirft ihm vor, er «verbilde» die Jugend. Wir wissen, was wir davon zu halten haben, wurde doch der gleiche Vorwurf schon gegen Sokrates und nicht zuletzt gegen Leonhard Ragaz erhoben.

Wir wünschen Herrn Pfarrer Mochalski Kraft und Geduld in seinem Kampf für eine fortschrittliche Politik seines Landes.

| |
|----------------------|
| WELTRUNDSCHAU |
|----------------------|

Das neue Afrika Das scheidende Jahr 1960 hat uns viele denkwürdige Ereignisse und Entwicklungen gebracht. Wir können sie hier nicht nochmals im einzelnen aufzählen; aber *eine* große, folgenschwere Tatsache von weltgeschichtlicher Bedeutung hebt sich im Rückblick auf 1960 doch aus all den Vorgängen zweiten und dritten Ranges machtvoll heraus: der fast schwindelerregende, wenn auch noch nicht abgeschlossene Aufstieg *Afrikas* zur Selbstregierung, zur Freiheit von weißer Kolonialherrschaft.

Vor zehn Jahren noch, um 1950, gab es im Schwarzen Erdteil erst vier unabhängige Staaten: Ägypten, Äthiopien, Liberia und die Südafrikanische Union. Fast alle anderen Länder wurden in den internationalen Übersichten unter dem Titel «Nichtselbständige und abhängige Gebiete, Treuhandschaftsgebiete und frühere Mandatsgebiete» zusammengefaßt. Die «nichtselbständigen Gebiete» waren teils belgische, teils britische und französische, teils portugiesische und